



Prolog – *Sipan in Berlin*

Der Regen hing wie ein dünner Schleier über der Stadt, als **Sipan** aus der U-Bahn am Kotti stieg. Er blieb einen Moment stehen, die Hände tief in den Taschen seiner abgewetzten Jacke, und sah den Menschen nach, die sich wie farblose Punkte durch das Neonlicht bewegten. Berlin war laut, kantig, ungeduldig – und doch fühlte er sich hier weniger fremd als irgendwo sonst.

Er hatte keinen Plan für diesen Tag. Sipan lebte nie nach Plänen. Er lebte nach Geräuschen, nach Zufällen, nach dem Rhythmus der Straßen. Manchmal arbeitete er auf dem Bau, manchmal schlief er auf einer Couch, manchmal in einem Zimmer, das nicht ihm gehörte. Und manchmal, wenn die Nächte zu lang wurden, schrieb er mathematische Formeln in sein zerfleddertes Notizbuch, als würde er darin eine Ordnung finden, die ihm im Leben fehlte.

2

Ein Windstoß trug den Geruch von nassem Beton herüber. Für einen Augenblick erinnerte ihn dieser Geruch an Qamishlo – an die staubigen Straßen, an die Stimmen seiner Geschwister, an die Küche seiner Mutter. Doch die Erinnerung war wie ein Foto, das zu lange der Sonne ausgesetzt war: blass, brüchig, kaum noch zu erkennen.

Sipan zog den Reißverschluss seiner Jacke höher und ging los. Er wusste nicht, wohin. Vielleicht zu Luna, vielleicht zu irgendeinem Späti, vielleicht zu einem Ort, den er noch nicht kannte. Berlin war ein Labyrinth, aber eines, in dem er sich gerne verirrte.

Er überquerte die Straße, und für einen Moment spiegelte sich sein Gesicht in einer Pfütze. Ein 26-jähriger Mann, der aussah,

als würde er überall und nirgends hingehören. Ein Vagabund, ein Lebenskünstler, ein verlorener Mathematiker.

Sipan lächelte leise. Der Tag hatte begonnen. Und er würde ihn nehmen, wie er kam.

1 – *Die Stadt frisst Namen*

Sipan wachte auf, weil jemand im Treppenhaus schrie. Es war kein wütender Schrei, eher ein verzweifelter Echo, das sich zwischen den Betonwänden verfing. Er lag auf einer durchgelegenen Matratze, die ihm ein Freund überlassen hatte, und starrte an die Decke, die mit Wasserflecken übersät war. Berlin war ein Ort, an dem selbst die Decken Geschichten erzählten – meistens traurige.

Er stand auf, zog sich langsam an und suchte nach seinem Notizbuch. Es lag unter einem Stapel alter Zeitungen, die er nie gelesen hatte. Er blätterte kurz darin, sah die krummen Formeln, die halbfertigen Gedichte, die Skizzen von Gesichtern, die er längst vergessen hatte. Dann steckte er das Buch in die Innentasche seiner Jacke.

Draußen roch es nach nassem Asphalt und Zigarettenrauch. Sipan ging die Treppen hinunter, vorbei an dem Mann, der eben noch geschrien hatte. Jetzt saß er auf der Stufe und weinte leise. Sipan nickte ihm zu, nicht aus Mitgefühl, sondern aus einer Art stiller Anerkennung. In dieser Stadt weinte jeder irgendwann.

Auf der Straße mischten sich Spätis, Dönerläden und Graffiti zu einem chaotischen Mosaik. Sipan mochte das. Es erinnerte ihn daran, dass Ordnung eine Illusion war – etwas, das Mathematiker erfanden, um die Welt erträglicher zu machen.

Er lief Richtung Hermannplatz, ohne Ziel. Ein Lieferwagen hupte, ein Fahrradfahrer fluchte, eine Frau lachte laut in ihr Handy. Berlin war ein Chor, und jeder sang falsch.

Vor einem Café blieb er stehen. Die Scheiben waren beschlagen, drinnen saßen Menschen, die aussahen, als hätten sie Pläne, Termine, Leben. Sipan sah ihnen zu, wie man Tiere im Zoo betrachtet – neugierig, aber distanziert.

Er setzte sich draußen auf einen Stuhl, obwohl er nichts bestellen wollte. Die Kellnerin kam trotzdem. Eine junge Frau mit kurzen Haaren und einem Blick, der gleichzeitig müde und wach war.

„Nur sitzen?“ fragte sie.

„Nur sitzen,“ antwortete Sipan.

4

Sie nickte, als wäre das die normalste Bestellung der Welt.

Sipan sah den Menschen zu, die vorbeigingen. Manche sahen ihn an, manche ignorierten ihn. Er war ein Gesicht unter vielen, ein Name, den niemand kannte. Und doch fühlte er sich seltsam frei.

Er dachte an Qamishlo, an die Straßen, die er kannte, an die Stimmen, die ihm vertraut waren. Dann dachte er an Berlin, an die Straßen, die ihn verschluckten, an die Stimmen, die ihn übertönten.

Er wusste nicht, wo er heute arbeiten würde. Vielleicht auf dem Bau, vielleicht gar nicht. Vielleicht würde er Luna treffen, vielleicht eine andere Freundin, vielleicht niemanden.

Sipan stand auf, ohne sich zu verabschieden, und ging weiter.

Die Stadt fraß Namen. Aber seinen würde sie nicht verdauen.

2 – *Mathematik der Straßen*

Sipan ging den Hermannplatz entlang, als hätte er alle Zeit der Welt. Die Menschen strömten an ihm vorbei wie Zahlen in einer Gleichung, die sich ständig veränderte. Er beobachtete sie – nicht aus Neugier, sondern aus Gewohnheit. Seit seinem abgebrochenen Mathematikstudium sah er die Welt in Mustern. Berlin war chaotisch, aber selbst Chaos hatte Regeln.

Er blieb an einer Ampel stehen. Autos rasten vorbei, Fahrräder schlängelten sich dazwischen, ein Mann schob einen Kinderwagen über die Straße, obwohl die Ampel rot war. Sipan sah die Szene und dachte: *Das ist ein unvollständiges System. Jeder folgt seiner eigenen Funktion.*

5

Er lächelte. Mathematik war das Einzige, das ihm nie ganz entglitten war.

In einem Späti kaufte er eine Mate, obwohl er eigentlich kein Geld ausgeben wollte. Der Verkäufer nickte ihm zu – ein Mann mit grauem Bart und Augen, die aussahen, als hätten sie zu viel gesehen. Sipan mochte solche Menschen. Sie sprachen selten, aber wenn sie es taten, sagten sie etwas Wahres.

„Du wieder unterwegs?“ fragte der Verkäufer.

„Ich bin immer unterwegs,“ antwortete Sipan.

Der Mann lachte leise. „Berlin ist groß. Man kann sich gut verlieren.“

„Ich verliere mich nicht,“ sagte Sipan. „Ich finde nur neue Wege.“

Er trat wieder auf die Straße. Die Sonne kämpfte sich durch die Wolken, und für einen Moment sah Berlin fast freundlich aus. Sipan setzte sich auf eine Bank und öffnete sein Notizbuch. Er schrieb keine Worte, sondern Linien, Kurven, kleine Diagramme. Es sah aus wie ein mathematischer Stadtplan.

Neben ihm setzte sich eine Frau. Sie trug ein rotes Kleid, das im Wind flatterte, und hatte ein Gesicht, das man nicht vergaß.

„Was zeichnest du da?“ fragte sie, ohne ihn anzusehen.

„Berlin,“ sagte Sipan.

„Sieht nicht aus wie Berlin.“

„So sieht Berlin in meinem Kopf aus.“

Sie drehte sich zu ihm. Ihre Augen waren dunkel, neugierig, ein bisschen gefährlich. 6

„Du bist anders,“ sagte sie.

„Alle sind anders.“

„Nein. Die meisten versuchen, gleich zu sein.“

Sipan schloss das Notizbuch. „Und du?“

„Ich bin Janett.“

Er nickte. Er mochte Menschen, die sich einfach vorstellten, ohne Fragen zu stellen.

„Ich bin Sipan.“

„Schöner Name.“

„Ist ein Berg.“

„Dann bist du also ein Berg?“

„Vielleicht ein kleiner.“

Sie lachte. Es war ein warmes, freies Lachen, das nicht zu Berlin passte.

„Komm mit,“ sagte sie plötzlich. „Ich zeige dir etwas.“

Sipan stand auf, ohne nachzudenken. Er folgte ihr durch die Straßen, vorbei an Graffiti, vorbei an Menschen, vorbei an Geräuschen.

Er wusste nicht, wohin sie gingen. Aber er wusste, dass dieser Tag eine neue Gleichung war. Und er war bereit, sie zu lösen.

3 – *Extravagante Frauen*

Janett führte Sipan durch eine Seitenstraße, die nach altem Holz, Kaffee und Regen roch. Sie ging schnell, fast tänzerisch, und Sipan folgte ihr, ohne zu fragen. Er mochte Menschen, die sich bewegten, als wären sie sicher, obwohl sie es nicht waren.

7

Sie blieb vor einem unscheinbaren Hinterhof stehen. Ein graues Tor, halb offen, dahinter ein schmaler Durchgang. Aus der Tiefe drang Musik – ein elektronisches Pochen, das wie ein Herzschlag klang.

„Hier,“ sagte Janett. „Meine Welt.“

Sipan trat ein. Der Hof war voller bunter Lichter, die sich in den Pfützen spiegelten. Ein paar Menschen standen rauchend herum, manche in glitzernden Jacken, manche barfuß, manche mit Gesichtern, die aussahen, als hätten sie die Nacht schon hinter sich.

Janett winkte einer Frau zu, die auf einem alten Sofa saß. Sie trug ein Kleid aus silbernen Fäden, die sich bei jeder

Bewegung wie Wasser verhielten. Ihr Haar war kurz, schwarz, glänzend.

„Das ist **Mira**,“ sagte Janett. „Sie tanzt. Oder lebt. Manchmal ist das dasselbe.“

Mira sah Sipan an, als würde sie ihn durchleuchten. „Du bist neu,“ sagte sie.

„Ich bin nur hier,“ antwortete Sipan.

„Niemand ist *nur* hier.“

Janett lachte. „Er ist anders. Ein Mathematiker, der nicht rechnet.“

„Ah,“ sagte Mira. „Ein Mann, der denkt, aber nicht weiß, wohin.“

Sipan setzte sich auf die Lehne des Sofas. Er mochte Mira sofort. Sie war eine dieser Frauen, die sich selbst erfanden, jeden Tag neu. Extravagant, aber nicht aus Eitelkeit – aus Überlebenslust.

8

„Was machst du hier?“ fragte Janett.

„Ich folge dir.“

„Warum?“

„Weil du gesagt hast, du zeigst mir etwas.“

Janett nickte zufrieden. Sie mochte Menschen, die nicht zögerten.

Im Inneren des Gebäudes war es warm. Die Wände waren mit Projektionen bedeckt – Farben, Formen, Gesichter, die sich bewegten wie Gedanken. Eine kleine Bühne stand in der Mitte, umgeben von Kissen und alten Sesseln.

„Wir proben,“ sagte Janett. „Für eine Performance. Mira tanzt, ich schreibe, und die anderen...“

Sie deutete auf eine Gruppe, die auf dem Boden saß und Kabel sortierte. „...tun Dinge, die ich nicht verstehe.“

Mira stellte sich auf die Bühne. Die Musik wurde lauter, vibrierender. Sie bewegte sich langsam, dann schneller, dann wieder langsam – wie ein Pendel, das nicht weiß, ob es stillstehen oder ausschlagen soll.

Sipan sah zu. Er verstand nichts von Tanz, aber er verstand Muster. Und Mira war ein Muster aus Licht und Schatten, aus Schmerz und Freiheit.

Janett setzte sich neben ihn. „Du siehst aus, als würdest du rechnen.“

9

„Ich versuche, sie zu verstehen.“

„Man versteht Mira nicht. Man fühlt sie.“

Sipan nickte. Vielleicht war das der Unterschied zwischen Mathematik und Leben. Mathematik wollte Ordnung. Leben wollte Bewegung.

Nach der Probe saßen sie zu dritt auf dem Boden. Mira trank aus einer Flasche Wein, Janett kritzelte etwas in ein Notizbuch, und Sipan sah den beiden zu, wie man ein Feuer betrachtet – fasziniert, aber vorsichtig.

„Du passt zu uns,“ sagte Mira plötzlich.

„Ich passe nirgends.“

„Genau deshalb.“

Janett legte den Kopf schief. „Bleib heute Abend hier. Wir machen später Musik. Und Chaos.“

Sipan dachte kurz nach. Dann sagte er: „Ich bleibe.“

Er wusste nicht, warum. Vielleicht, weil Janett ihn mit einer Selbstverständlichkeit eingeladen hatte, die er selten erlebte. Vielleicht, weil Mira tanzte wie jemand, der keine Angst vor sich selbst hatte. Vielleicht, weil Berlin manchmal Türen öffnete, die man nicht gesucht hatte.

Oder vielleicht, weil er spürte, dass diese beiden Frauen – extravagant, frei, gefährlich – ihn in eine Geschichte ziehen würden, die er nicht geplant hatte.

Und Sipan war ein Mann, der Geschichten folgte.

4 – *Der Bau*

10

Der Morgen roch nach Staub, kaltem Kaffee und feuchtem Beton, als Sipan das Baustellengelände betrat. Er hatte schlecht geschlafen – zu viele Stimmen, zu viel Musik, zu viel Wein im Hinterhof mit Janett und Mira. Doch Müdigkeit war für ihn kein Hindernis. Sie war ein Zustand wie jeder andere, den man einfach mit sich trug.

Die Bauarbeiter standen bereits in einer Gruppe zusammen. Einige rauchten, andere tranken aus Thermoskannen, wieder andere starrten schweigend in die Luft, als würden sie versuchen, den Tag nicht zu bemerken. Sipan mochte diese Männer. Sie redeten wenig, aber wenn sie redeten, sagten sie Dinge, die nicht gelogen waren.

Der Vorarbeiter, ein breitschultriger Mann mit einem Gesicht wie ein zerknittertes Stück Leder, kam auf ihn zu.

„Du bist spät,“ sagte er.

„Ich bin da,“ antwortete Sipan.

Der Mann schnaubte. „Heute Betonmischung. Und du hilfst beim Tragen. Keine Kunst, keine Philosophie.“

„Ich mache, was du sagst.“

„Das wäre neu.“

Sipan lächelte. Der Vorarbeiter mochte ihn nicht besonders, aber er respektierte ihn. Sipan arbeitete hart, ohne zu klagen, und er konnte schweigen, wenn Schweigen nötig war.

Er zog seine Handschuhe an und begann, Säcke zu schleppen. Der Beton klebte an seinen Schuhen, der Staub legte sich auf seine Haut, und die Sonne kroch langsam über den Rand des Rohbaus. Die Arbeit war monoton, aber Sipan mochte Monotonie. Sie war ehrlich. Sie verlangte nichts von ihm außer Kraft und Geduld.

11

Neben ihm arbeitete ein junger Mann namens Emir. Er war neu, nervös, ständig am Handy, ständig am Reden.

„Bruder, ich schwöre, ich halt das nicht aus,“ sagte Emir, während er einen Sack hochhob. „Ich brauch was Besseres. Ich hab Pläne.“

„Welche Pläne?“ fragte Sipan.

„Ich will reich werden.“

„Wie?“

„Keine Ahnung. Aber ich werd's.“

Sipan nickte. Er mochte Emir. Er war ein Chaos, aber ein lebendiges Chaos.

Gegen Mittag gab es eine Pause. Die Männer saßen auf umgedrehten Eimern, auf Paletten, auf dem Boden. Sipan setzte sich etwas abseits und öffnete sein Notizbuch. Er zeichnete Linien, die sich kreuzten, dann wieder trennten. Ein Muster, das aussah wie Wege, die sich nie trafen.

Der Vorarbeiter kam zu ihm.

„Was ist das?“ fragte er.

„Berlin.“

Der Mann sah auf die Seite. „Sieht aus wie ein Spinnennetz.“

„Ist es auch.“

„Und du bist die Spinne?“

„Nein. Ich bin der Wind.“

Der Vorarbeiter schüttelte den Kopf. „Du bist seltsam, Sipan.“

12

„Ich weiß.“

„Aber du arbeitest gut.“

„Ich weiß.“

Der Mann ging wieder. Sipan schloss das Notizbuch.

Am Nachmittag wurde es lauter. Ein Streit brach aus – zwei Arbeiter, die sich wegen einer Kleinigkeit anbrüllten. Emir mischte sich ein, obwohl er nicht sollte. Der Vorarbeiter schrie zurück. Für einen Moment war die Baustelle ein brodelnder Topf aus Stimmen, Wut und Staub.

Sipan stand da und sah zu. Er fühlte sich wie ein Beobachter, nicht wie ein Teil davon. Konflikte waren für ihn wie mathematische Fehler – sie entstanden, wenn Menschen versuchten, Gleichungen zu lösen, die nicht lösbar waren.

Als der Streit sich legte, ging Sipan zurück an die Arbeit. Er trug, mischte, schaufelte. Die Sonne sank langsam, und die Schatten wurden länger.

Am Ende des Tages war er erschöpft, aber ruhig. Körperliche Arbeit hatte etwas Reinigendes. Sie machte den Kopf leer, und Sipan mochte Leere. In der Leere konnte man neue Gedanken pflanzen.

Er verließ die Baustelle, die Hände schmutzig, die Kleidung schwer vom Staub. Berlin empfing ihn mit Geräuschen, Lichtern, Gerüchen. Die Stadt war ein anderes System, ein anderes Chaos.

Sipan atmete tief ein.

Er wusste nicht, wohin er jetzt gehen würde. Vielleicht zu Janett. Vielleicht zu Mira. Vielleicht zu niemandem. 13

Aber der Tag war noch nicht zu Ende. Und Sipan war ein Mann, der den Abend genauso nahm wie den Morgen – ohne Plan, ohne Angst, ohne Ziel.

Nur mit sich selbst.

5 – *Qamishlo in Träumen*

In der Nacht träumte Sipan von einer Straße, die es nicht mehr gab. Sie war breit, staubig, von alten Häusern eingerahmt, deren Fassaden im Sommer wie glühende Steine rochen. Er ging diese Straße entlang, barfuß, wie als Kind, und hörte die Stimmen seiner Geschwister irgendwo hinter sich.

Doch im Traum waren die Stimmen seltsam verzerrt – wie Echos, die aus einer anderen Zeit kamen.

Er blieb vor dem Haus stehen, in dem er aufgewachsen war. Die Tür war halb offen, und dahinter lag Dunkelheit. Keine Geräusche, keine Bewegung. Nur Stille.

„Sipan,“ sagte eine Stimme. Er wusste sofort, dass es seine Mutter war.

Er wollte antworten, aber seine Stimme war verschwunden. Er wollte die Tür öffnen, aber seine Hände waren schwer wie Stein.

Die Dunkelheit hinter der Tür begann sich zu bewegen. Ein Schatten, der sich ausbreitete wie Rauch.

14

Sipan wachte auf.

Sein Herz schlug schnell, sein Atem war flach. Er lag auf der Matratze, die ihm nicht gehörte, in einem Zimmer, das nicht ihm gehörte, in einer Stadt, die ihn nicht kannte. Der Traum klebte an ihm wie Staub aus Qamishlo.

Er setzte sich auf und rieb sich die Augen. Die Nacht war still, nur ein entferntes Sirengeräusch drang durch das offene Fenster. Berlin war nie ganz leise, aber manchmal klang es wie eine Stadt, die schlief.

Sipan stand auf und ging zum Fenster. Der Himmel war schwarz, die Straßen leer. Ein paar Lichter flackerten, als würden sie gleich erlöschen.

Er dachte an seine Mutter. An ihren Blick, der immer etwas Trauriges hatte, selbst wenn sie lächelte. An seinen Vater, der selten sprach, aber wenn er sprach, war es wie ein Urteil. An seine Geschwister, die ihn vielleicht längst vergessen hatten.

Er wusste nicht, warum er keinen Kontakt mehr hatte. Oder vielleicht wusste er es doch – aber er wollte es nicht denken.

Er war gegangen, ohne sich umzudrehen. Und manche Türen, die man hinter sich schließt, öffnen sich nie wieder.

Er holte sein Notizbuch hervor und schrieb ein Wort hinein:

Qamishlo.

Dann schrieb er darunter:

Warum träume ich von einem Ort, den ich verlassen habe? 15

Er starrte auf die Seite. Die Frage blieb unbeantwortet.

Am Morgen war Sipan stiller als sonst. Er trank seinen Kaffee im Stehen, ohne Geschmack, ohne Gedanken. Die Bilder aus dem Traum hingen noch in seinem Kopf wie Nebel.

Er ging hinaus auf die Straße. Berlin war wach, laut, ungeduldig. Menschen eilten an ihm vorbei, Autos hupten, ein Hund bellte.

Sipan blieb stehen und sah in den Himmel. Er dachte an den Schatten hinter der Tür. An die Stimme seiner Mutter. An die Straße, die es nicht mehr gab.

Er wusste, dass dieser Traum nicht einfach ein Traum war. Er war eine Erinnerung, die zurückgekommen war, weil sie etwas wollte.

Vielleicht eine Antwort. Vielleicht eine Entscheidung. Vielleicht nur Aufmerksamkeit.

Sipan atmete tief ein. Er ging weiter.

Doch er wusste: Qamishlo war wieder in ihm erwacht. Und es würde nicht so schnell verschwinden.

6 – Die Nacht gehört den Vagabunden

Der Abend senkte sich über Berlin wie ein schwerer Vorhang, und Sipan spürte, wie die Stadt sich veränderte. Tagsüber war Berlin laut, hektisch, voller Stimmen, die ihn übertönten. Doch nachts wurde die Stadt weicher, durchlässiger. Sie öffnete Räume, die am Tag unsichtbar waren.

Sipan lief ohne Ziel durch Neukölln. Die Straßen glänzten vom Regen, Laternen warfen gelbe Kreise auf den Asphalt, und aus den Bars drang gedämpfte Musik. Er mochte diese Stunden. Die Nacht war ein Ort, an dem niemand Fragen stellte.

16

Er blieb vor einem Späti stehen, dessen Tür offenstand. Drinnen saß ein Mann mit Kopfhörern, der nicht einmal aufsaß, als Sipan eintrat. Sipan kaufte eine Flasche Wasser, obwohl er keinen Durst hatte. Er wollte nur etwas in der Hand halten, etwas, das ihn an die Gegenwart band.

Als er wieder auf die Straße trat, vibrierte sein Handy. Eine Nachricht von Janett:

„Kotti. Hinterhof. Komm.“

Sipan lächelte. Janett war wie die Nacht selbst – unberechenbar, frei, ein bisschen gefährlich.

Er ging los. Die Geräusche wurden lauter, je näher er dem Kotti kam. Ein Mann spielte Gitarre, zwei Jugendliche stritten, ein Paar küsste sich, als wäre die Welt gleich zu Ende. Berlin war ein Kaleidoskop, und Sipan bewegte sich darin wie ein Teilchen, das keinen festen Platz hatte.

Der Hinterhof war wieder voller Lichter. Mira tanzte barfuß auf dem nassen Beton, ihre Bewegungen weich und gleichzeitig scharf. Janett saß auf einer Treppe und rauchte, die Augen halb geschlossen.

„Du siehst aus, als hättest du schlecht geschlafen,“ sagte sie, ohne aufzusehen.

„Ich habe geträumt.“

„Von was?“

„Von Qamishlo.“

17

Janett öffnete die Augen. „Das klingt nach einem Traum, der nicht nett war.“

„Er war... laut.“

Sie nickte, als würde sie verstehen. Vielleicht tat sie es. Vielleicht auch nicht. Janett war eine Frau, die mehr fühlte als fragte.

Mira kam zu ihnen, die Füße nass, die Haare zerzaust. „Du bist wieder da,“ sagte sie.

„Ich wollte nicht allein sein.“

„Niemand ist allein in dieser Stadt,“ sagte Mira. „Manchmal ist das das Problem.“

Sie setzte sich neben ihn. Die Musik im Hintergrund war ein langsamer Beat, der wie ein Herzschlag klang.

„Willst du tanzen?“ fragte Mira.

„Ich kann nicht tanzen.“

„Das ist egal.“

Sipan stand auf. Mira nahm seine Hand, führte ihn in die Mitte des Hofes. Er bewegte sich unbeholfen, aber Mira lachte nicht. Sie bewegte sich um ihn herum, leicht, frei, als würde sie ihn in einen Rhythmus ziehen, den er nicht kannte.

Für einen Moment vergaß Sipan den Traum. Er vergaß Qamishlo. Er vergaß die Dunkelheit hinter der Tür.

Er war nur ein Körper im Licht, ein Mann, der sich bewegte, weil die Nacht es erlaubte.

Als die Musik endete, setzte er sich wieder zu Janett. Sie sah ihn an, lange, prüfend.

18

„Du bist nicht hier, weil du tanzen willst,“ sagte sie.

„Nein.“

„Du bist hier, weil du nicht weißt, wohin du sonst gehen sollst.“

Sipan nickte.

Janett legte ihre Hand auf seine Schulter. „Dann bleib. Die Nacht gehört uns Vagabunden.“

Sipan sah in den Himmel. Die Wolken zogen schnell, als würden sie fliehen.

Er wusste, dass der Traum wiederkommen würde. Aber heute Nacht war er weit weg. Heute Nacht gehörte er Berlin.

Und Berlin nahm ihn auf, wie es nur Menschen aufnahm, die keine Heimat hatten.

Der Abend war warm, ungewöhnlich warm für Berlin, und Sipan spürte, wie die Stadt unter dieser Wärme vibrierte. Es war eine dieser Nächte, in denen alles möglich schien – oder zumindest so tat, als wäre es möglich. Janett hatte ihm geschrieben, dass sie später jemanden treffen würden. Jemand Besonderes. Jemand, der „anders“ war, wie sie sagte.

Sipan wusste nicht, was „anders“ bedeutete, aber er folgte ihr trotzdem.

Der Hinterhof war diesmal voller Menschen. Mehr Lichter, mehr Stimmen, mehr Chaos. Mira tanzte nicht – sie saß auf einem Tisch und schminkte sich, als würde sie sich auf eine Bühne vorbereiten, die nur sie sehen konnte. Janett stand neben ihr, rauchte und redete mit jemandem, den Sipan nicht kannte. 19

Dann sah er sie.

Luna.

Sie stand in der Mitte des Hofes, als würde der Raum ihr gehören. Eine Frau mit langen, dunklen Haaren, die im Licht wie flüssiges Metall wirkten. Ihr Kleid war schwarz, schlicht, aber an ihr sah es aus wie ein Versprechen. Ihre Augen waren hell, fast silbrig, und sie bewegte sich nicht – sie wartete.

Janett winkte Sipan zu sich. „Das ist Luna,“ sagte sie. „Sie tanzt heute.“

Luna sah ihn an. Nicht neugierig, nicht prüfend – eher so, als würde sie ihn bereits kennen.

„Du bist Sipan,“ sagte sie.

„Ja.“

„Ich habe von dir gehört.“

„Nur Schlechtes?“

„Nur Interessantes.“

Sie lächelte. Es war ein Lächeln, das nicht flirtete, sondern einlud.

Die Musik begann. Ein langsamer, tiefer Ton, der sich wie Nebel ausbreitete. Luna trat in die Mitte des Hofes. Die Menschen verstummten. Selbst Mira hörte auf, sich zu schminken.

Luna bewegte sich.

20

Nicht wie Mira, nicht wie die anderen Tänzerinnen, die Sipan kannte. Sie bewegte sich, als würde sie mit der Luft sprechen. Als würde sie etwas erzählen, das keine Worte brauchten.

Ihre Arme zeichneten Linien, ihre Schritte waren präzise, aber weich. Sie drehte sich, und für einen Moment sah es aus, als würde sie schweben. Die Musik wurde schneller, und Luna folgte ihr, ohne zu zögern.

Sipan sah zu. Er verstand nichts von Tanz, aber er verstand Muster. Und Luna war ein Muster, das sich ständig veränderte, ohne sich zu verlieren.

Janett flüsterte: „Sie tanzt, um zu vergessen.“

„Was?“

„Alles.“

Als die Musik endete, blieb Luna stehen. Sie atmete ruhig, als hätte sie gerade nicht getanzt, sondern geschlafen. Die Menschen klatschten, manche laut, manche leise. Luna sah nur Sipan an.

„Du denkst zu viel,“ sagte sie.

„Ich denke immer.“

„Das ist ein Problem.“

„Für wen?“

„Für dich.“

Sie ging zu ihm, setzte sich neben ihn. „Ich mag Männer, die denken,“ sagte sie. „Aber ich mag Männer mehr, die fühlen.“

„Ich fühle auch.“

„Was?“

„Dass du anders bist.“

21

Luna lachte. Es war ein leises, warmes Lachen. „Alle sagen das. Aber niemand weiß, was es bedeutet.“

„Ich weiß es nicht. Aber ich sehe es.“

Sie sah ihn lange an. „Du bist ein Vagabund,“ sagte sie. „Aber nicht nur auf der Straße. Auch in dir.“

Sipan wusste nicht, ob das ein Kompliment war. Vielleicht war es beides.

Janett kam zu ihnen, setzte sich auf die andere Seite. „Ihr versteht euch,“ sagte sie zufrieden.

„Wir verstehen uns nicht,“ sagte Luna. „Aber wir könnten.“

Mira kam dazu, warf Luna einen Blick zu, der gleichzeitig Bewunderung und Eifersucht war. „Du hast ihn verzaubert,“ sagte Mira.

„Ich verzaubere niemanden,“ antwortete Luna. „Ich zeige nur, wie ich bin.“

Sipan sah die drei Frauen an. Janett – Feuer. Mira – Wasser. Luna – Wind.

Extravagante Frauen, jede auf ihre Weise. Und er, Sipan, der Mann ohne Plan, saß zwischen ihnen wie ein Punkt in einer Gleichung, die er nicht lösen konnte.

Doch er wollte sie nicht lösen. Er wollte sie leben.

Die Nacht war warm. Die Musik begann erneut. Und Luna stand auf, um wieder zu tanzen.

22

8 – Der Brief, den er nie schickt

Der Morgen war blass, fast durchsichtig, als Sipan erwachte. Ein fahles Licht drang durch das Fenster, das halb geöffnet war, und ließ den Staub im Zimmer wie winzige, schwebende Planeten wirken. Die Nacht mit Luna, Janett und Mira hing ihm noch in den Knochen – nicht schwer, sondern wie ein Nachhall, der sich nicht entscheiden konnte, ob er bleiben oder verschwinden wollte.

Er setzte sich auf, zog die Knie an die Brust und lauschte. Berlin war in diesen frühen Stunden ein anderes Wesen. Leiser. Zögerlicher. Fast verletzlich.

Ein Auto fuhr vorbei, irgendwo klirrte Glas, ein Vogel sang ein Lied, das nicht zu dieser Stadt passte. Sipan atmete tief ein. Der Traum von Qamishlo war wieder da, nicht als Bild, sondern als Gefühl – ein Druck hinter den Rippen, ein Schatten im Hinterkopf.

Er stand auf, ging zum kleinen Tisch, auf dem sein Notizbuch lag. Daneben ein zerknittertes Blatt Papier, das er gestern Abend aus dem Späti mitgenommen hatte. Er setzte sich, nahm einen Stift und begann zu schreiben.

Mê... Er stoppte. Das Wort fühlte sich fremd an. „Mama.“

Er schrieb weiter.

Ich weiß nicht, warum ich schreibe. Vielleicht, weil ich gestern geträumt habe. Vielleicht, weil ich dich vermisse. Vielleicht, weil ich nicht weiß, wer ich bin, wenn ich nicht an dich denke.

23

Er hielt inne. Die Worte sahen aus wie Spuren im Schnee – klar, aber vergänglich.

Er schrieb weiter.

Berlin ist groß. Manchmal zu groß. Ich arbeite auf dem Bau. Ich habe Freunde, glaube ich. Frauen, die tanzen, schreiben, leben, als wäre jeder Tag ein Feuer. Ich weiß nicht, ob ich dazugehöre. Aber sie lassen mich bleiben.

Er legte den Stift ab. Seine Hände zitterten leicht.

Er schrieb weiter.

Ich habe von Qamishlo geträumt. Von dir. Von dem Haus. Von der Tür. Ich weiß nicht, ob ich zurückkommen kann. Oder ob ich es sollte.

Er starrte auf die Zeilen. Sie wirkten ehrlich. Zu ehrlich.

Er schrieb den letzten Satz.

Wenn du mich vermisst, tut es mir leid. Wenn du mich vergessen hast, tut es mir auch leid.

Sipan legte den Stift weg. Er las den Brief. Einmal. Zweimal. Dreimal.

Dann faltete er das Papier langsam, sorgfältig, als wäre es etwas Zerbrechliches. Er steckte es in die Innentasche seiner Jacke.

24

Er würde ihn nicht abschicken. Das wusste er. Er wusste es schon, bevor er den ersten Satz geschrieben hatte.

Manche Briefe waren nicht dafür gedacht, irgendwo anzukommen. Manche Briefe waren dafür gedacht, geschrieben zu werden. Damit man sich selbst hörte.

Er stand auf, ging hinaus auf die Straße. Die Luft war kühl, klar, frisch. Berlin war wach geworden, aber noch nicht laut.

Er lief Richtung Kotti, ohne Ziel. Die Stadt roch nach Kaffee, nach Regen, nach Möglichkeiten.

Als er an einer Ampel wartete, vibrierte sein Handy. Eine Nachricht von Luna:

„Komm später vorbei. Ich muss dir etwas sagen.“

Sipan spürte, wie sich etwas in ihm zusammenzog. Luna war keine Frau, die „etwas sagen“ musste. Wenn sie sprach, war es immer ein Satz, der traf.

Er steckte das Handy weg. Der Brief in seiner Jacke raschelte leise.

Er ging weiter. Der Tag hatte begonnen. Und er wusste, dass Luna ihm etwas sagen würde, das ihn verändern könnte.

Vielleicht etwas über ihn. Vielleicht etwas über sie. Vielleicht etwas über das, was zwischen ihnen lag – dieses unsichtbare, vibrierende Etwas, das er nicht benennen konnte.

Der Brief drückte gegen seine Brust. Ein Gewicht, das niemand sah. 25

Sipan atmete tief ein. Er war bereit.

9 – Mathematik der Gefühle

Der Nachmittag war warm, aber nicht freundlich. Die Wärme lag schwer über den Straßen, als hätte sie sich in den Asphalt gefressen. Sipan ging langsam, fast vorsichtig, als würde er durch eine Stadt laufen, die ihn beobachtete. Der Brief in seiner Jacke raschelte leise bei jedem Schritt – ein heimlicher Begleiter, ein Gewicht, das niemand sah.

Er erreichte den Hinterhof, in dem Luna, Janett und Mira oft waren. Heute war er leer. Die Lichter waren ausgeschaltet, die Stille war dicht wie Nebel. Nur Luna stand dort, mitten im Hof, als hätte sie auf ihn gewartet.

Sie sah ihn nicht sofort an. Ihre Augen waren auf den Boden gerichtet, auf eine kleine Pfütze, in der sich der Himmel spiegelte. Erst als Sipan näher kam, hob sie den Kopf.

„Du bist gekommen,“ sagte sie.

„Du hast gesagt, ich soll.“

„Ich sage vieles.“

Sipan blieb stehen. Die Luft zwischen ihnen war schwer, aber nicht unangenehm. Eher wie ein Raum, der etwas Wichtiges hielt.

Luna trat einen Schritt näher. „Du hast gestern anders ausgesehen,“ sagte sie. „Als würdest du etwas tragen.“

„Vielleicht.“

„Etwas aus Qamishlo.“

26

Sipan spürte, wie sich sein Brustkorb zusammenzog. „Ich habe geträumt.“

„Ich weiß.“

„Woher?“

„Du hast es in deinen Augen getragen.“

Sie setzte sich auf die alte Treppe, die in den Hinterhof führte. Sipan setzte sich neben sie. Die Stille war nicht leer – sie war gefüllt mit Dingen, die keiner von beiden aussprach.

„Ich habe einen Brief geschrieben,“ sagte Sipan leise.

„An wen?“

„An meine Mutter.“

Luna nickte, als wäre das die Antwort gewesen, die sie erwartet hatte. „Und?“

„Ich werde ihn nicht schicken.“

„Warum?“

„Weil ich nicht weiß, ob er ankommen soll.“

Luna sah ihn lange an. Ihre Augen waren hell, aber nicht kalt. „Manchmal schreibt man Briefe nicht für den Empfänger,“ sagte sie. „Sondern für sich selbst.“

„Ich weiß.“

„Und manchmal schickt man sie trotzdem.“

Sipan schwieg. Der Wind bewegte eine Plastiktüte über den Boden, als würde sie tanzen.

Luna legte ihre Hand auf seine. „Du denkst zu viel,“ sagte sie. „Du versuchst, Gefühle wie Gleichungen zu lösen.“

„Gefühle sind chaotisch.“

27

„Nein.“ Sie lächelte. „Gefühle sind Muster. Nur nicht die Art von Mustern, die man auf Papier zeichnet.“

Sipan sah sie an. „Ich verstehe Muster.“

„Aber nicht deine eigenen.“

Er wollte etwas sagen, aber Luna hob die Hand. „Ich habe eine Frage,“ sagte sie. „Und ich möchte, dass du nicht denkst, bevor du antwortest.“

„Welche Frage?“

Sie beugte sich leicht vor. Ihre Stimme war kaum mehr als ein Hauch.

„Wovor läufst du weg, Sipan?“

Der Satz traf ihn wie ein Schlag. Nicht laut, nicht brutal – aber präzise. Wie eine mathematische Wahrheit, die man lange ignoriert hatte.

Sipan sah auf seine Hände. Sie waren schmutzig vom Bau, aber das war nicht der Schmutz, den Luna meinte.

Er atmete ein. Aus. Ein. Aus.

„Ich weiß es nicht,“ sagte er schließlich.

„Doch,“ sagte Luna. „Du weißt es. Du willst es nur nicht sagen.“

Die Stille zwischen ihnen wurde dichter. Sipan fühlte, wie sich etwas in ihm bewegte – langsam, schwer, wie ein Stein, der in einem tiefen Brunnen sinkt.

„Vielleicht laufe ich weg,“ sagte er leise, „weil ich Angst habe, dass ich nirgendwo bleibe.“

28

Luna nickte. „Das ist ein Anfang.“

Sie stand auf. „Komm,“ sagte sie. „Ich tanze später. Und du wirst zusehen. Nicht denken. Nur fühlen.“

Sipan stand ebenfalls auf. Der Brief in seiner Jacke raschelte wieder. Ein leises, hartnäckiges Geräusch.

Er folgte Luna in den Raum, in dem sie tanzte. Die Lichter waren gedimmt, die Luft warm, die Musik ein langsamer Herzschlag.

Und als Luna zu tanzen begann, verstand Sipan zum ersten Mal, dass manche Muster nicht mit dem Kopf, sondern mit dem Herzen gelesen werden mussten.

Der Abend war schwer wie ein ungesagtes Wort. Ein warmer Wind strich durch die Straßen, doch Sipan spürte ihn kaum. Er war auf dem Weg zum Hinterhof, dorthin, wo Luna tanzen wollte, wo Janett rauchte, wo Mira sich in Licht verwandelte. Doch heute fühlte sich jeder Schritt an, als würde er auf dünnem Eis gehen.

Als er den Hof betrat, merkte er sofort, dass etwas anders war. Die Lichter waren an, aber sie wirkten grell, unruhig. Die Musik war laut, aber nicht rhythmisch – eher wie ein Herz, das stolpert.

Janett stand mitten im Hof, die Arme verschränkt, die Zigarette halb abgebrannt zwischen den Fingern. Mira saß auf dem Tisch, die Beine angezogen, den Blick hart. Luna stand etwas abseits, die Hände in den Haaren, als würde sie versuchen, einen Gedanken festzuhalten, der ihr entglitt.

29

Sipan blieb stehen. Die Luft war elektrisch. Ein Raum voller Funken, die nur darauf warteten, Feuer zu werden.

„Du bist spät,“ sagte Janett. Ihre Stimme war scharf, nicht wie sonst.

„Ich bin hier,“ antwortete Sipan ruhig.

„Immer diese Antworten,“ fauchte sie. „Immer dieses Ausweichen.“

Mira sah ihn an, die Augen dunkel. „Du hast Luna durcheinandergebracht.“

„Ich habe gar nichts getan.“

„Genau das ist das Problem,“ sagte Janett. „Du tust nie etwas. Du lässt die Dinge einfach passieren.“

Sipan spürte, wie sich etwas in ihm spannte. „Was ist los?“

Luna trat vor. „Sie denken, du spielst mit uns.“

„Ich spiele nicht.“

„Doch,“ sagte Mira. „Du kommst, wenn du willst. Du gehst, wenn du willst. Du sagst nie, was du fühlst. Du bist wie ein Schatten.“

„Ich bin kein Schatten.“

„Dann benimm dich nicht wie einer,“ sagte Janett.

Die Worte trafen ihn. Nicht wie ein Schlag – eher wie ein kalter Wind, der durch eine offene Tür dringt.

„Ich versuche...“ begann Sipan.

30

„Du versuchst gar nichts,“ unterbrach Janett. „Du denkst nur. Du analysierst. Du beobachtest. Aber du bist nie wirklich da.“

Luna sah ihn an, und ihr Blick war nicht hart, sondern traurig. „Ich habe dir eine Frage gestellt,“ sagte sie leise. „Und du hast geantwortet. Aber du hast nicht *gesprochen*. Du hast dich versteckt.“

„Ich habe gesagt, dass ich Angst habe.“

„Ja,“ sagte Luna. „Aber du hast nicht gesagt, wovor.“

Sipan spürte, wie die Hitze des Tages in ihm aufstieg. „Ihr wollt Antworten, die ich nicht habe.“

„Dann such sie,“ sagte Mira. „Oder hör auf, hier zu sein.“

Janett trat einen Schritt näher. „Wir sind keine Bühne für deine Unentschlossenheit.“

„Ich bin nicht unentschlossen.“

„Doch,“ sagte Luna. „Du bist ein Mann, der überall hingeht, außer dahin, wo es weh tut.“

Die Worte schnitten tief. Sipan fühlte, wie sich etwas in ihm löste – ein Knoten, der lange gehalten hatte.

„Ihr versteht mich nicht,“ sagte er.

„Dann erklär dich,“ sagte Janett.

„Ich kann nicht.“

„Warum?“ fragte Luna.

„Weil ich nicht weiß, wer ich bin, wenn ich anfangen zu reden.“

Stille. Schwer. Dicht.

Mira stand auf. „Ich kann das nicht,“ sagte sie. „Nicht mit jemandem, der immer halb da ist.“

Janett warf die Zigarette weg. „Dann geh.“

31

Sipan sah Luna an. Ihre Augen waren weich, aber voller Schmerz.

„Ich wollte nicht...“ begann er.

„Manchmal reicht Wollen nicht,“ sagte sie.

Er spürte, wie die Welt um ihn herum kleiner wurde. Wie der Hof, der gestern ein Zuhause gewesen war, heute ein Raum wurde, der ihn ausspuckte.

„Vielleicht sollte ich gehen,“ sagte Sipan.

Janett nickte. „Ja.“

Mira sah weg. Luna sah ihn an, lange, tief, als würde sie versuchen, ihn zu halten – aber nicht mehr können.

„Sipan,“ sagte sie leise. „Manchmal verliert man Dinge, weil man sie nicht festhält.“

Er senkte den Blick. Der Brief in seiner Jacke raschelte. Ein leises, trauriges Geräusch.

Er drehte sich um und ging. Langsam. Schwer. Jeder Schritt ein Abschied.

Die Nacht war warm. Doch Sipan fror.

Er wusste, dass er etwas verloren hatte. Etwas, das er nie ganz besessen hatte – aber das ihm wichtig geworden war.

Und Berlin, diese große, unbarmherzige Stadt, schloss sich hinter ihm wie eine Tür, die nicht mehr aufgehen wollte.

11 – *Der Winter*

Der Winter kam nicht plötzlich. Er kroch. Er schlich sich in die Straßen, in die Fensterrahmen, in die Gedanken der Menschen. Und irgendwann, ohne dass Sipan es bemerkte, war er da – ein kalter, stiller Begleiter, der jede Bewegung schwerer machte.

32

Berlin im Winter war eine andere Stadt. Die Farben verschwanden. Die Geräusche wurden gedämpft. Die Menschen zogen sich zurück wie Tiere in ihren Bau.

Und Sipan, der Vagabund, der Lebenskünstler, der Mann ohne Plan, spürte die Kälte nicht nur auf der Haut, sondern in sich.

Seit dem Streit war er nicht mehr im Hinterhof gewesen. Nicht bei Janett. Nicht bei Mira. Nicht bei Luna.

Er hatte es versucht – zweimal war er in die Nähe des Hofes gegangen, nur um wieder umzudrehen, bevor er die Tür erreichte. Die Worte der drei Frauen hingen ihm nach wie Frost: klar, scharf, unerbittlich.

Er arbeitete mehr. Auf dem Bau war es kalt, aber die Arbeit war warm. Sie füllte die Stunden, die sonst leer gewesen wären. Sie ließ ihn vergessen, dass er etwas verloren hatte.

Doch die Nächte waren schwer.

Er schlief schlecht, oft gar nicht. Manchmal saß er stundenlang am Fenster und sah den Schnee fallen – langsam, lautlos, wie eine Erinnerung, die sich nicht entscheiden konnte, ob sie bleiben oder vergehen sollte.

Eines Abends, als der Wind durch die Straßen peitschte und die Laternen flackerten, ging Sipan durch Neukölln. Seine Hände waren in den Taschen vergraben, sein Atem bildete kleine Wolken, die sofort verschwanden.

Er blieb vor einem Schaufenster stehen. Dahinter lagen bunte Stoffe, glitzernde Kleider, Dinge, die an Mira erinnerten. Er sah sie vor sich – wie sie tanzte, wie sie lachte, wie sie ihn ansah, als wäre er ein Rätsel, das sie lösen wollte.

33

Dann sah er Luna. Wie sie sich bewegte, wie sie sprach, wie sie ihn mit einer einzigen Frage entziffert hatte.

Und Janett. Feurig, direkt, ungeduldig. Eine Frau, die ihn mochte, aber nicht seine Unentschlossenheit.

Der Schnee fiel dichter. Sipan ging weiter.

Er erreichte den Kanal. Das Wasser war schwarz, fast unbeweglich. Die Brücke war leer. Nur ein Fahrrad stand dort, verlassen, halb eingeschneit. Sipan lehnte sich an das Geländer und sah in die Dunkelheit.

Der Brief in seiner Jacke raschelte. Er nahm ihn heraus. Das Papier war weich geworden, die Kanten geknickt.

Er las ihn nicht. Er brauchte die Worte nicht. Er kannte sie auswendig.

Der Wind blies stärker. Sipan schloss die Augen.

Er dachte an Qamishlo. An die Straße aus seinem Traum. An die Tür, die halb offen stand. An den Schatten dahinter.

Er dachte an Berlin. An den Hinterhof. An die drei Frauen. An die Wärme, die er verloren hatte.

Er dachte an sich. An den Mann, der überall war und nirgends blieb.

34

Der Schnee legte sich auf seine Schultern. Kalt. Sanft. Unvermeidlich.

Sipan öffnete die Augen. Er steckte den Brief wieder ein. Er drehte sich um und ging.

Der Winter folgte ihm wie ein zweiter Schatten. Doch Sipan wusste: Kein Winter blieb für immer. Und manche Kälte war nötig, damit etwas Neues wachsen konnte.

Er wusste nicht, was kommen würde. Aber er wusste, dass er weitergehen musste. Schritt für Schritt. Tag für Tag.

Der Winter war da. Und Sipan war noch immer unterwegs.

Der Morgen war klar, schneidend klar, als hätte die Nacht die Stadt mit kaltem Wasser gewaschen. Sipan stand vor der neuen Baustelle, die ihm ein Kollege empfohlen hatte. Ein großes Projekt, mehrere Stockwerke, ein Rohbau, der wie ein Skelett aus Beton in den Winterhimmel ragte.

Er fror. Aber er war da. Und das war mehr, als er in den letzten Wochen geschafft hatte.

Der Vorarbeiter – ein anderer als der alte, ein Mann mit ruhigen Augen und einem Bart, der vom Frost weiß geworden war – sah ihn an, musterte ihn kurz und nickte.

„Du bist Sipan?“

„Ja.“

„Man hat mir gesagt, du arbeitest gut.“

„Ich arbeite.“

Der Mann lächelte. „Das reicht.“

Sipan bekam Handschuhe, eine Jacke, eine Aufgabe. Er sollte im dritten Stock helfen, Stahlträger zu sichern. Schwere Arbeit. Gefährliche Arbeit. Arbeit, die keine Gedanken zuließ.

Er mochte das.

Der Wind peitschte über die offenen Etagen, trug den Geruch von Metall und Schnee mit sich. Sipan arbeitete konzentriert, Schritt für Schritt, Griff für Griff. Die Kälte biss in seine Finger, aber er ignorierte sie. Er war gut darin, Dinge zu ignorieren, die weh taten.

Neben ihm arbeitete ein älterer Mann, Hasan, ein Kurde aus Silêmanî. Er sprach wenig, aber als Sipan einen Träger hob, half er wortlos mit.

Nach einer Stunde sagte Hasan: „Du bist aus Rojava.“

Sipan nickte.

„Man hört es.“

„Ich spreche wenig.“

„Auch das hört man.“

Sie arbeiteten weiter. Der Rhythmus der Arbeit war wie ein Herzschlag – gleichmäßig, beruhigend, notwendig.

Als die Mittagspause kam, setzte sich Sipan auf eine Palette und trank heißen Tee aus einem Plastikbecher. Hasan setzte sich neben ihn. 36

„Du hast etwas in den Augen,“ sagte Hasan.

„Was?“

„Winter.“

Sipan lächelte schwach. „Ich habe viel Winter.“

„Winter geht vorbei.“

„Manchmal bleibt er.“

Hasan sah ihn an, lange, ruhig. „Nur wenn man ihn festhält.“

Sipan schwieg. Der Tee war heiß, aber er wärmte ihn nicht.

Am Nachmittag wurde die Arbeit schwerer. Ein Träger musste neu ausgerichtet werden, und Sipan kletterte auf eine schmale

Plattform, die im Wind schwankte. Er hielt sich fest, spürte die Höhe, spürte die Kälte, spürte die Gefahr.

Und plötzlich – ein Moment, ein einziger – fühlte er etwas, das er lange nicht gefühlt hatte.

Klarheit.

Nicht Frieden. Nicht Glück. Aber Klarheit.

Er war hier. Er arbeitete. Er lebte. Er fiel nicht.

Als der Träger endlich saß, stieg er wieder hinunter. Seine Hände zitterten, aber nicht vor Angst – vor Erschöpfung.

Der Vorarbeiter klopfte ihm auf die Schulter. „Gut gemacht.“

Sipan nickte. Er fühlte sich schwer, aber nicht leer.

Als der Arbeitstag endete, blieb er einen Moment stehen und sah auf den Rohbau. Die Sonne war tief, warf lange Schatten über den Beton. Der Himmel war klar, fast blau.

Er dachte an den Hinterhof. An Janett. An Mira. An Luna.

An den Streit. An den Winter. An den Brief in seiner Jacke.

Er nahm den Brief heraus. Er sah ihn an. Er faltete ihn auf.

Dann riss er ihn in zwei Teile. Dann in vier. Dann in acht.

Die Papierfetzen fielen in den Schnee. Leise. Sanft. Wie kleine, weiße Vögel.

Sipan atmete tief ein. Der Winter war noch da. Aber er war nicht mehr allein darin.

Er drehte sich um und ging. Langsam. Aber sicher.

Der neue Bau ragte hinter ihm auf – ein unfertiges Gebäude, ein Versprechen, ein Anfang.

Und Sipan wusste: Er war noch immer unterwegs. Aber vielleicht, ganz vielleicht, bewegte er sich diesmal nicht weg von etwas. Sondern auf etwas zu.

Epilog – *Sipan im Morgenlicht*

Der Morgen war still. Nicht die Stille der Nacht, nicht die Stille des Winters, sondern eine andere – eine, die sich wie ein dünner Schleier über die Stadt legte und alles weicher machte. Berlin lag unter einem hellen, fast zarten Licht, als hätte jemand die Farben der Welt neu gemischt.

Sipan stand auf einer Brücke über der Spree. Der Schnee war geschmolzen, nur dünne Reste klebten an den Geländern. Das Wasser unter ihm war dunkel, aber ruhig. Ein Vogel flog über die Oberfläche, als würde er eine Linie ziehen, die nur für ihn sichtbar war.

38

Sipan lehnte sich vor, die Hände um das kalte Metall geschlossen. Er atmete tief ein. Die Luft war klar, frisch, fast süß.

Er dachte an den Winter. An die Nächte, die ihn verschluckt hatten. An die Kälte, die ihn begleitet hatte wie ein zweiter Schatten.

Er dachte an den neuen Bau. An die Höhe, die ihn erschreckt und gleichzeitig befreit hatte. An Hasan, der ihm gesagt hatte, dass Winter nur blieb, wenn man ihn festhielt.

Er dachte an den Brief, den er zerrissen hatte. An die Worte, die jetzt irgendwo im Schnee lagen, vielleicht schon fortgeweht, vielleicht noch da. An die Tür in seinem Traum, die halb offen stand.

Und er dachte an die drei Frauen. Janett – Feuer, das ihn herausforderte. Mira – Wasser, das ihn spiegelte. Luna – Wind, der ihn bewegte.

Er wusste nicht, ob er sie wiedersehen würde. Er wusste nicht, ob er es sollte. Aber er wusste, dass sie Teil eines Weges gewesen waren, den er gehen musste, um zu verstehen, wo er stand.

Die Sonne stieg höher. Ihr Licht traf sein Gesicht, warm, vorsichtig, wie eine Hand, die ihn berührte.

Sipan schloss die Augen. Er hörte die Stadt. Nicht laut, nicht drängend – sondern wie ein Atem, der ihn nicht mehr übertönte.

Er war noch immer ein Vagabund. Noch immer ein Mann ohne Plan. Noch immer jemand, der in den Tag hinein lebte.

39

Aber etwas hatte sich verändert. Nicht laut, nicht sichtbar – eher wie ein kleiner Riss im Eis, durch den das Wasser wieder zu fließen begann.

Er öffnete die Augen. Die Spree glitzerte. Ein Boot fuhr vorbei, langsam, als hätte es keine Eile.

Sipan lächelte. Ein leises, echtes Lächeln.

Er wusste nicht, wohin er gehen würde. Vielleicht zurück zum Bau. Vielleicht in ein Café. Vielleicht in eine Straße, die er noch nicht kannte.

Aber zum ersten Mal seit langer Zeit fühlte er, dass es nicht wichtig war. Nicht heute. Nicht jetzt.

Der Morgen gehörte ihm. Die Stadt gehörte ihm. Sein Weg gehörte ihm.

Und Sipan – der Mann, der überall und nirgends hingehörte – ging los. Nicht weg von etwas. Nicht hin zu etwas.

Sondern einfach weiter.

Wie ein Berg, der nicht wandert, aber dessen Schatten sich mit dem Licht verändert.

Wie Sipan. Im Morgenlicht.